

Wenn die übergroße Liebe sich in Hass wandelt

In „Brunnenstraße“ blickt Andrea Sawatzki auf ihre düstere Kindheit zurück

Mit „Brunnenstraße“ hat Andrea Sawatzki ihr persönlichstes Buch vorgelegt, in dem sie als Ich-Erzählerin die düstere Seite ihrer Kindheit hervorholt. Anlass waren die Briefe ihres Vaters, die sie kürzlich gefunden hatte. Sie teilt ihre Kindheit in zwei Abschnitte ein: In einen glücklichen in Vaihingen, wo sie mit ihrer Mutter lebte, umsorgt von freundlichen Angehörigen und Bekannten, und einen freudlosen Abschnitt. Ihren Vater kannte sie nur flüchtig. Er war verheiratet und hatte schon eine Familie, die er nicht verlassen wollte. Als die erste Frau starb, beschloss er, seine Geliebte und seine Tochter endlich zu sich zu holen. Da war das Mädchen bereits acht Jahre alt.

Günther Sawatzki war ein erfolgreicher Journalist, ein weltgewandter, charmanter und gebildeter Mann. Anfangs hätte Andrea ihn gegen keinen anderen Vater eintauschen mögen. Sie war so stolz, einen solchen Vater zu haben. Jedoch eine Nähe zu ihm wollte sich nicht einstellen. Kinder strengten ihn an. So sehr sich das Mädchen auch bemühte, die Fremdheit ließ sich nicht überwinden. Niemand wusste, dass Sawatzki an einer unheilbaren Krankheit litt. Schon lange ging er keiner Arbeit mehr nach. Da er ein freischaffender Autor war, fiel dies zunächst nicht auf.

Als Andrea zehn war, verschlechterte sich sein Zustand zusehends. Ein Jahr später sagte ihr die Mutter, dass er an Alzheimer erkrankt sei. Was genau das mit sich bringt, erklärte dem Kind niemand. Die finanzielle Not zwang ihre Mutter, wieder arbeiten zu gehen. Sie bekam eine Anstellung als Nachtschwester in einem 20 Kilometer entfernten Krankenhaus. Das bedeutete, dass Andrea auf ihren Vater aufzupassen und ihn zu versorgen hatte. Eine Aufgabe, die das Kind total überforderte. Pointiert und psychologisch tiefgehend schildert die Autorin ihre Erlebnisse mit dem demenzenden Vater. Manchmal entbehrten die Situationen nicht einer gewissen Komik, zum Beispiel als Andrea eine Krankenschwester spielte, indem sie ihm vormachte, er sei im Krankenhaus. Natürlich ließen durch die Überforderungen auch ihre schulischen Leistungen stark nach. Aus dem „Einskerling“ wurde bald eine versetzungsfähige Schülerin. Niemand fragte nach den Ursachen, warum sie stets übermüdet und unkonzentriert war. Diese Teilnahmslosigkeit des Umfeldes wirft ein bezeichnendes Licht auf die Gesellschaft der Siebzigerjahre in der BRD.

Andrea Sawatzki erzählt lakonisch und spröde in allen Einzelheiten vom Verfall ihres Vaters und ihren kindlichen Mühen, sich immer neue Maßnahmen auszudenken, damit die Situation nicht eskalierte, wenn die Mutter abwesend war. Schließlich kam es zur erwartbaren Katastrophe. Die übergroße Liebe der nunmehr Fünfzehnjährigen hatte sich in abgrundtiefen Hass verwandelt. Die Geschichte entwickelte einen Sog, dem ich mich bis zum Schluss nicht entziehen konnte. |pzt



Andrea Sawatzki: „Brunnenstraße“. Piper Verlag, 169 Seiten, 20 Euro.

Ein Denkmal für die Tüte

„Wer Bücher liest, verhindert die Verblödung“ – und was man sonst noch so alles auf Verpackungsmittel drucken kann - der Leipziger Mark Lehmkstedt hat eine nicht alltägliche Sammlung angelegt.

VON UTE KREBS

Wer hätte je gedacht, dass Tüten und Beutel aus Papier, Plastik oder Stoff zu Museumsobjekten werden? Aber ehe Mark Lehmkstedt, Verleger und Buchwissenschaftler aus Leipzig, seine 3000 Exemplare umfassende Sammlung, in 20 Jahren zusammengetragen, dem Deutschen Buch- und Schriftmuseum seiner Stadt überließ, hat er ihr ein zusätzliches Denkmal geschaffen: ein Buch. „Büchtüten“ lautet der schnörkellose Titel. Denn alle seine Sammlungsstücke haben eine Gemeinsamkeit: Sie sind auf irgendeiner Weise mit dem Buch verbunden, seinen Machern und Lesern. Wobei es dem Sammler egal war, ob Beutel oder Tüte gebraucht waren, schön, hässlich, kunstvoll, kitschig oder gar mit sichtbaren Spuren ihr Alter verrieten.

Es ist eine skurrile und seltene Sammlung. Daraus wurde ein skurriles Buch. Natürlich hat Lehmkstedt einiges zum Thema recherchiert, informiert beispielsweise über Gumpert Bodenheim, der 1853 in Allendorf an der Werra die weltweit erste Papiertütenfabrik eröffnete. Aber erst in den 1960er-Jahren begannen Buchhandlungen und Verlage, ihre Kunden mit speziellen Tüten, Taschen und Beuteln zu beglücken. Was einst vorrangig für den Transport der gekauften Bücher gedacht war, wurde nach und nach zum Werbeträger – für das Buch und das Lesen, für Bestseller, für Verlage, Buchmessen, Antiquariate, für Zeitungen, Zeitschriften, Druckereien und spezielle Fachbuchhandlungen. Und was ursprünglich lediglich mit dem Aufheben einiger Exemplare begann, hat sich so im Jahrtausendende bei dem Sammler zu einer Manie entwickelt.

Zumeist ungläubige Blicke habe er gemeint, erzählt er, wenn er sich auf Messen und in Buchhandlungen mit der Frage bemerkbar machte: „Haben Sie Tüten?“ Erstaunlich sei gewesen, wie gering geschätzt dieses Objekt seiner Begierde wurde, selbst von Leuten aus der Branche, die viel Geld und Kreativität in die Gestaltung gesteckt hatten. Leider ist fast nie bekannt, wer für die Gestaltung der Büchtüten verantwortlich war. So viel Kunst und „Urheberrecht“ sah wohl niemand in den Behältnissen der besonderen Art. Für Lehmk-



Mark Lehmkstedt hat ein wunderbares Buch über seine Sammlung von Büchtüten herausgegeben. FOTO: WOLFGANG SCHMIDT

So ist das Buch auch eine Art Geschichtsbuch, erinnert an eine Zeit, als man gedrucktes Wissen noch ganz individuell verpackt nach Hause trug.

stedt ein Unding, mit dem er aber leben kann und muss.

Mit „Büchtüten, Werbung für das Buch“ hat er diese Kunstwerke und Vertreter einer aussterbenden Alltagskultur vor dem Vergessen bewahrt. Bei weitem wollte er keinen Katalog der Sammlung erstellen, auch keine wissenschaftliche Darstellung. In erster Linie ging es ihm darum, einen Überblick zu schaffen über die verblüffende Vielfalt der Motive und Gestaltungen, manche von wunderbarer Qualität, andere von unfreiwilliger Komik. Alle aber seien Zeugnis ihrer Epoche.

So ist ein Geschichten- und Bilderbuch entstanden, weil diese Alltagsgegenstände, rund 550 werden im Buch vorgestellt, nicht alltägliche Geschichten erzählen: von einstigen Bestellern und Lieblingsbüchern, von längst geschlossenen Buchhandlungen, vergessenen Verlagen. Dazu gehören auch die etwas farblosen Papiertüten aus dem DDR-Volksbuchhandel, dem NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb, dem Postzeitungsvertrieb. Sie waren mit solchen „markigen“ Sprüchen versehen wie „Alle lesen!“, „Informiert sein“ oder „Bücher aus dem Volksbuchhandel“. Doch es sind ausgerechnet diese Unschöne, millionenfach in Umlauf gewesen, nach denen Lehmkstedt lange „gefanndet“ hat.

Der Herausgeber hat versucht, eine gewisse Ordnung in Tüten und Beutel zu bringen, was ihm gut gelungen ist. So gibt es Kapitel für Tüten mit mehr oder minder originellen Sprüchen, Sprichwörtern und Zitaten, die Werbung für das Buch oder das Lesen machen. Dazu gehören Sprüche wie „Schenk ein Lächeln, schenk ein Buch“, „Braucht du eine neue Idee, lies ein altes Buch“ oder „Verbieten Sie den Kindern das Lesen. Vielleicht hilft’s“. Es gibt Büchtütenreihen, wie beispielsweise die von der Eulenspiegel-Verlagsgruppe, auf denen unter anderem Karl Marx mit „Grüß Gott! Da bin ich wieder!“ zu sehen ist, ebenso wie Walter Ulbricht mit einem ihm ähnlich sehenden Sandmännchen, das „Gute Nacht, Deutschland!“ wünscht. Konterfeis von Goethe, Einstein, Hesse oder Freud zieren Papier, Plastik und Stoff, Elefen, Katzen,

Hunde. So manche Verpackung ist speziell einem Buch gewidmet, Harry Potter gibt es gleich in mehreren Varianten, der kleine Eisbär, Prinzessin Lillifee, Faust, der kleine Maulwurf und auch der brave Schüler Otokar sind darunter. Andere werden selbst schon zu Lesobjekten, es finden sich Brecht-Texte, Reich-Ranicki-Zitate, Beispiele für Schriftgestaltungen verschiedener Jahrhunderte darauf. Selbst die digitale Welt hat es auf Büchtüten geschafft, dabei wird werbemäßig voll auf „Bücher online“ gesetzt. Was wird wohl in diesen Behältnissen transportiert worden sein? Es ist, wie es ist: Die Büchtüte ist ein Auslaufmodell und verdient deshalb dieses liebevoll arrangierte Denkmal. So ist das Buch auch eine Art Geschichtsbuch, erinnert an eine Zeit, als man gedrucktes Wissen noch ganz individuell verpackt nach Hause trug.



Mark Lehmkstedt: „Büchtüten, Werbung für das Buch“. Lehmkstedt Verlag, 120 Seiten, 20 Euro.

BRIEFROMAN

Warum aber macht der alte Mann das?

Mit „Sieben Tage Sommer“ ist Thommie Bayer ein fast heiterer und gute Laune versprüherender Roman gelungen, der sich als Lektüre für den Urlaub geradezu anbietet. Spannend waren seine Geschichten selten, diese ist es eher nicht, auch wenn der Leser sich am Ende fragt: Mit allem habe ich gerechnet, damit aber nicht, wie ist das möglich? Habe ich etwas überlesen? Dafür gibt es Gründe: Der Autor verknüpft das Denken und Fühlen seiner Protagonisten so feinsinnig, beinahe trivial und ohne plakative Beschreibungen miteinander, dass man ihnen näherkommt, sich aber wundert, dass man nicht gemerkt hat, wie das passieren konnte und das als wunderbar empfindet. Mit seiner einfachen, niemals blumigen oder überfrachten Sprache vermag es Bayer, den emotionalen Duktus seiner Geschichte zwar als einen melancholischen erscheinen zu lassen, ihm aber vor allem die Aufgabe zuzutrauen, dem Leser ein paar vergnügliche Minuten zu verschaffen.

„Sieben Tage Sommer“ ist ein Briefroman, ein virtueller, geschrieben werden E-Mails. Max Torberg ist ein 70 Jahre alter Mann mit großem Vermögen und einem Faible für die schönen und vor allem teuren Dinge des Lebens. 30 Jahre zuvor war er knapp einer Entführung entgangen, weil er bei einer Tour in Frankreich von fünf jungen Deutschen gerettet wurde. In Erinnerung daran und zum Dank lädt er die vom Leben gezeichneten drei Männer und zwei Frauen zu einer Woche Luxusurlaub in sein Ferienhaus in den Hügeln an der Côte d’Azur ein. Mit der Betreuung beauftragt er Anja Sevening, eine deutlich jüngere Architektin, mit der er sich verbunden fühlt – den Grund erfährt der Leser erst auf der letzten Seite. Die beiden schreiben sich Mails, und der alte Mann lässt sich von der jungen Frau berichten, was die Gäste anstellen, wie sie sich fühlen und was sie für Ängste und Sorgen haben. Sie selbst fragen sich: Warum hat der alte Mann sie eingeladen? Was ist seine Absicht, sein Ziel? Erfahren sie es am Ende überhaupt? Erfährt es der Leser? |old



Thommie Bayer: „Sieben Tage Sommer“. Piper Verlag, 160 Seiten, 22 Euro.

Eine apokalyptische Chronik des Grauens

Ein Tagebuch aus dem Erbe des Holocaust-Überlebenden Imre Kertész lässt einem das Blut in den Adern gefrieren.

VON ULF HEISE

Bekommen erklärte Imre Kertész 1992: „Ich werde immer ein zweitrangiger, verkannter, missverständlicher ungarischer Schriftsteller sein.“ Doch er sollte sich gewaltig irren, denn ein Jahrzehnt später erhrte ihn die Stockholmer Akademie mit dem Nobelpreis. In seinem weltberühmten Debüt „Mensch ohne Schicksal“ verarbeitete er die ungeheuer grausamen Situationen, die ihm in Auschwitz widerfuhr. Jetzt erschien erstmals das Tagebuch zur Entstehung dieses erschütternden Romans, das Kertész zwischen 1958 und 1962 führte. Es handelt sich um ein bitteres Zeugnis

der Spätfolgen des Lagerkollers. Der Autor berichtet darin von Depressionen, die ihn unermesslich quälten. Oft empfand er sein Dasein als leer, grau und düster. „Mein Leben ist das Elend allen Elends. Ich gehe von Anfang an auf dem weiten, öden Feld des Elends.“

Laut den Notizen beschränkt Kertész nach der Befreiung aus der Strafkolonie zunächst einen unkonventionellen Weg, um seine verstörenden Erfahrungen zu kompensieren. Er kehrte in seine Heimatstadt Budapest zurück, machte als Dichter von Komödien Karriere und steuerte Libretti zu begehrten Musicals bei. Doch es glückte ihm nie, durch das Verfassen solcher Skripte das Bestürzende aus seinem Hirn zu verbannen. Deshalb rückte er als Befreiungsschlag ein autobiografisches Projekt in seinen Fokus. „Es geht darum, dass ein Junge, vierzehn Jahre alt, ein durchschnittlicher, kräftiger und lebenshungriger Heranwachsender, in ein Konzentrationslager gerät und ein körperliches Leid ken-

nenlernt, das in seiner Seele das Erlebnis des Lebens überschwert, ihm zerreibt, anspruchslos, stumpf, für alle Eindrücke gleichgültig macht, bis er sich mit dem Gedanken an den Tod anfreundet – richtiger gesagt: bis sein Körper für den Todeszustand reif ist, sodass er ihn ohne Auflehnung und Vorwürfe annimmt.“

Nahezu jede Zeile in der Klade von Kertész mutet traumatisierend und schockierend an. Aufwühlend wirken vor allem jene Abschnitte, in denen der Künstler aus harmlosen Alltagssituationen heraus Anzeichen wittert, die ihn an die schmerzlichste Phase seiner Existenz erinnern. So durchleidet er beim Einkaufen in Ungarn einen Augenblick, der ihn von einem Moment auf den anderen aus der Bahn wirft. „Ich hatte ein neues Band für meine Arm-banduhr erworben, weil das alte zerissen war. Der Geruch des neuen Bandes dringt mir in die Nase und löst ein heftiges Erinnern aus, ich weiß aber nicht, woran. Schließlich komme ich darauf, dass der chemi-

sche Geruch des frisch präparierten Leders den scharfen Geschmack des chlorhaltigen Wassers im Lager von Auschwitz evoziert. Ich führe das Band immer von neuem an die Nase, rieche es der automatisch einsetzenden Erinnerung wegen gewissermaßen kaputt.“

Dramatisch muten die Vermerke von Kertész dort an, wo sie den Lageraufenthalt nicht im Sinne eines literarischen Entwurfs poetisch überhöhen. Da entpuppt sich der Erzähler ähnlich wie Ernst Wiechert in seinem Protokoll „Der Totenwald“ als apokalyptischer Chronist des Grauens. „Ich erinnere mich, dass es einen Punkt gibt, an dem selbst der Hunger vergeht und sogar das Frostgefühl, sodass wir in unseren dünnen Häftlingspyjamas ruhig im strömenden Herbstregen herumstehen können – wir frieren überhaupt nicht. Ein Tritt, eine Ohrfeige, ein Beinbruch oder die so häufige Vereiterung der Gliedmaßen sind das Einzige, was uns ein wenig aus der Apathie herauskatapultiert und die Umwelt

vielleicht wieder wahrnehmen lässt.“ Während der Lektüre solch erschreckender Szenen gefriert einem das Blut in den Adern. Unentwegt beschwört Kertész bis zuletzt düstere Momente herauf und lässt den Leser in einer Schleife von Traurigkeit und Melancholie kreisen.



Imre Kertész: „Heimweh nach dem Tod“. Rowohlt Verlag, 146 Seiten, 24 Euro.